

Peter Wenks Heimsuchung [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 25

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter Wenks Heimfuchung.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

1. Fortsetzung.

Beim Mittagessen kam es ihr vor, als ob Peter nicht den gewohnten Appetit entwickeln würde. Sie war im Nebberg gewesen und wußte nicht, daß er den Zwischenimbiß erst um halb elf Uhr eingenommen hatte. Nun gab sie auf den Augenblick acht, wo Frieda mit dem Geschirer nach der Küche ging, dann fragte sie ihn leise: „Du — find denn die Räschnöpfli nicht recht gewesen? Ich habe gemeint, ich wolle extra etwas Gutes machen . . .“

„Iß dann, wenn du magst,“ gab er trocken zurück.

Die Frau sah ihn besorgt an. „Aber — wenn's dir nicht recht ist, so muß man doch zum Doktor. So etwas kann man nicht anstehen lassen.“

Peter Wenk saß eingefallen auf seinem Stuhl und blickte trübselig in den Tisch hinein.

„Ich bin nicht gesund und bin nicht krank, so ist's jetzt mit mir. Was kann mir ein Doktor helfen, der meine Natur nicht kennt? Am besten ist's, man läßt der Sache ihren Gang. Eine Mixtur habe ich meiner Lebtage nie eingenommen. Und wenn's mir auf dem Herz fehlt oder auf der Brust, so nützt mir einweg weder Trank noch Pulver.“

Frau Seline bedeutete ihm mit rascher, eindringlicher Handbewegung zu schweigen, denn eben trat Frieda aus der Küche herein. Sie war munter und guter Dinge, wie nur ein zwanzigjähriges Mädchen sein kann, dem auf der Welt noch nicht viel Ungeheures passiert ist und das bestimmt glaubt, es müsse nun mit jedem Tag schöner kommen, erst jetzt gehe eigentlich das rechte Leben an.

„Denkt euch, was mir des Schulpflegers Lisette eben durchs Küchenfenster gesagt hat!“ schwatzte sie munter daher, und ihre braunen Schelmenaugen glänzten vor Vergnügen. „Jetzt ist es ganz sicher, daß der Gemischte Chor am Sonntag über vierzehn Tagen einen Ausflug auf den Steinerberg macht! Der Hans Klüderli als Präsident werde selber morgen Abend den Antrag stellen. Und auf dem Heimweg wird im Rechenbädli getanzt!“

Es war einen Augenblick ganz still in der Stube. Dann sagte Peter Wenk trocken, ohne vom Tisch aufzusehen:

„Bis am Sonntag über vierzehn Tage kann es vieles geben.“ —

Frieda sah verdutzt bald auf ihn, bald auf die Mutter. Diese ihrerseits gab dem Peter durch einen scharfen Blick zu verstehen, daß er etwas Ungeheures gemacht habe, worauf sie Frieda beschwichtigend erklärte, der Vater sei halt nicht ganz im Strümpfli, weil man wahrscheinlich den hintern Stier, den Fleck, wegtun müsse; halt wegen der Magenversakung, ¹⁾ die sich gar nicht beheben lasse.

Frieda nahm Teller und Platten vom Tisch und ging schweigend wieder in die Küche hinaus, wo man sie bald wieder leise zwitschern und summen hörte.

Peter Wenk meinte kleinlaut, aber mit etwas Bosheit, das mache sich gut, wenn man seine Nachkommen selber lügen lehre. Der Fleck habe ja den ganzen Vormittag gemahlen. ²⁾

„Ein Notlug ist nicht Sünd,“ behauptete die Frau dagegen. „Und es wäre doch gewiß nicht zu verantworten, wenn so ein Kind um einen einzigen Tag am Leben zu kurz käme. Es wird noch Trübsal genug auf sie warten, so wohl wie jetzt wird es ihr ihrer Lebtage nie mehr, und wenn sie der Guldenbacher Kronenwirt heiraten würde.“

„Du tußt, wie wenn du bei mir keine gute Stunde gehabt hättest,“ knüpfte der Peter etwas wehleidig an. „Eiweg bist du noch da.“

Damit stand er auf und nahm die Schirmmütze vom Fensterhaken. Die Frau wollte ihn beruhigen; sie habe sich ja noch bei niemanden über ihn beklagt. Aber er hatte bereits die Türklinke in der Hand und gab kein Gehör. Man würde vielleicht noch einmal froh sein über ihn — nachher —, sagte er im Hinausgehen. — Und mit einem Ochsen lasse er sich einweg nicht gern vergleichen . . .

Frau Seline sah im nach und schüttelte den Kopf. Sie blieb noch eine Weile nachdenklich sitzen; hierauf rief sie Frieda zu sich herein. „Du kannst heut Abend deinen Kasten in der Nebentube ausräumen,“ befahl sie ihr, noch halb mit ihren Gedanken beschäftigt. „Wahrscheinlich nehmen wir unser Bett jetzt wieder dorthin; vielleicht schon morgen — je nachdem. Es ist, weil man die Wanduhr da besser schlagen hört. Auch wird das viele stiegenauf und stiegenab dem Vater mit der Zeit zu umständlich.“ —

Am späten Nachmittag fand die Bäuerin im Nebberg Gelegenheit, die Jakob-Bäbe ein wenig auszufragen. Wie es denn auch ihrer Schwester selig so im Anfang gegangen sei? Wie es sie angepackt habe?

Die Bäbe berichtete bereitwillig und nicht ohne die obligatorischen Tränen in den Augen, es habe der Gritte bis drei Wochen vor dem Tode eigentlich gar nichts gefehlt. Einzig mit dem Appetit sei es halt nicht gewesen wie sonst. Hin und wieder habe sie auch erbrechen müssen. Aber bis in die letzten Tage hinein habe man eigentlich nicht von einer Krankheit reden können. Wenn die Totenuhr nicht in der Wand gewesen wäre, hätte kein sterblicher Mensch an so etwas gedacht . . .

Frau Seline gab beim Nachtessen ängstlich darauf acht, ob der Peter seiner Leibspeise, den gerösteten Kartoffeln, auch wacker zuspreche. Mit großer Sorge nahm sie wahr, daß er dem Gericht nicht die gewohnte Ehre antat, obschon sie die doppelte Portion Butter zum Braten verwendet hatte. Sie behielt aber den Kummer für sich und hoffte, daß vielleicht der folgende Tag Besserung bringen würde.

Nach dem Schlafengehen stellte sich der Klopffläser pünktlich wieder ein. Es kam Peter Wenk sogar vor, als sei er ihm noch etwas näher gerückt.

Eine gute Weile hielt er sich regungslos ohne ein Wort zu verlieren. Die Frau berichtete von allerlei gleichgültigen Dingen, in der Absicht, ihn abzulenken, oder auch damit er das Ticken überhöre; aber der Peter gab selten und nur ganz einsilbig Bescheid. Plötzlich fing er mit einer gewissen Gelassenheit zu reden an und zwar in einem Tone, wie man etwas Selbstverständliches sagt: „Ja, Frau, das will ich

¹⁾ Verdauungsstörung.

²⁾ Wiedergetaut.

jetzt gleich sagen, damit ich's nicht vergesse: wenn es dann wirklich übeln sollte mit mir und ich allenfalls im Emdet nicht mehr da bin, so nehmt eineweg die obere Grundsteinwiese zuerst. Das Gras ist dort am schnellsten zeitig, und wenn's gut geht, kann man noch einen dritten Schnitt holen.

Die Frau konnte nicht sogleich antworten. „Jetzt gibt's aber weiß Gott nichts mehr anderes, als daß man am Morgen zum Doktor muß,“ würgte sie endlich heraus, „so kann ich dem Ding nicht zusehen.“

„Meine Krankheit ist keine Doktorkrankheit,“ behauptete der Peter mit Bestimmtheit. „Ja, wenn sie mich halt aufschneiden und alles besehen könnten, dann würden sie schon finden. Aber so etwas will ich mir eineweg verbeten haben. Auch nachher, daß du's weißt. Es soll alles mit mir seinen richtigen, regelrechten Weg gehen.“

„Ich bin jetzt doch noch nicht so erschrocken,“ wollte Frau Seline feststellen; aber die Unsicherheit mit der sie es tat, strafte ihre Worte Lügen. Sie mußte beständig an die Jakobens-Gritte denken. „Wenn halt nur der Appetit erst wieder da wäre . . .“

Und nun brachte sie ihren wohlüberlegten Plan betreffend die Verlegung der Schlafgelegenheit in die Nebentube vor. Das gebe gar nicht so viel Mühe. Und man habe ja vor dem Wasserprozeß drunten auch ganz gut geschlafen.

Aber der Peter wollte von dem Umzug beiseibe nichts wissen. „Das fehlte noch! Das wäre ja dann nicht anders auszulegen, als daß mich der Tod umhertreiben würde. Und dann müßte ich wieder die ganzen Nächte den Kasper schnarchen hören! Nein! Das mit dem Käser überhaue¹⁾ ich doch noch eher. Ich glaube, jetzt würde sich der Kasper extra Mühe geben; und am Ende müßte mir zum Aerger auch die Käther mitschnarchen. Er ist ganz aus dem Häusli wegen dem Knallen heut morgen. Wie der mich in der Wildi angestaggelt hat! „Wä—wä—wä—wenn deine Hühner noch ein einziges Mal in m—m—meinen Baumgarten kommen, so lege ich ihnen eine Marderfalle! Und ich hab' gesagt, wenn seine Säue wieder ausbrechen und auf meine Hofreite herüberlaufen, so wolle ich dann die Deckel von den Güllentrögen abnehmen.“

„Das ewige Trölen bekommt dir auch nicht gut,“ mahnte die Frau eindringlich. „Jetzt schon gar nicht, wo du sonst nicht ganz auseinander bist. Es ist fast eine Schande; wenn man doch dabei jahraus jahrein unter dem gleichen Dache wohnen und schlafen muß.“

„Ich muß doch eineweg mit denen wild sein, welche da sind,“ meinte Peter Wenk gelassen. „Ueberhaupt hat's gar nie an mir gefehlt. Wenn mir der Kasper damals des Pfisters Acker in der Herrenpünt nicht hinterücks vor der Nase weggekauft hätte, wären wir trotz des Wasserprozesses noch die besten Nachbarn geworden; das allein hat mir die Galle gegeben, für immer. Mich freut's noch, wenn ich tot bin, daß ich ihm an des Spenglers Gant mit der Fuchswiese auch einen Streich habe spielen können.“

Er schien über etwas nachzudenken. „Ja, das will ich gleich jetzt schon sagen,“ fügte er dann mit großer Bestimmtheit hinzu, „wenn's allenfalls soweit kommen sollte mit mir,

und der Kasper legt bei der Beerdigung ein Kärtchen in den Becher, so schickt ihr ihm das mit der Post unfrankiert wieder zurück. Das befehlt' ich und so will ich's haben.“

„Und ich will haben, daß du am Morgen zum Doktor gehst,“ entgegnete Frau Seline ungehalten. „Etwas anderes gibt's jetzt nicht mehr.“

„Wenn ich gehe,“ meinte Peter gelassen, „gehe ich dir zu Gefallen. Nützen wird mir der Gang eineweg nichts, wenn sich die Natur nicht selber hilft. Aber eigentlich — das begreife ich ja wie ein Gesunder: du willst es auch nicht an der Rede haben — nachher — man habe nicht einmal etwas probiert. Nur das dürft ihr dann nicht vergessen, du und die Frieda: von denen da drüben darf niemand etwas davon merken, daß ich doktern muß. Der Kasper muß die Freude noch nicht haben.“ — —

II.

„Es ist gegangen, wie ich vorher gesagt habe: nichts hat er herausgebracht, sauber nichts,“ sagte Peter Wenk ärgerlich, als er andern Tags gegen die Mittagszeit, mit dem grünen Zwischsäcklein über der Achsel aus der Stadt zurückkommend, zu Frau Seline in die Küche trat.

Er ließ sich müde auf die Herdbank nieder. „Es könnte mir unter Umständen ein Bißchen auf der Lunge fehlen,“ hat er gemeint. Aber bestimmte Anzeichen könne er nicht finden. Und hat doch eine ganze Viertelstunde lang an mir herumgepopert und mit seinem schwarzen Fernrohr funktioniert.“

„Und hat er dir gar nichts zum Gurgeln oder Einreiben gegeben? Nicht einmal ein Schächtelchen voll Pillen oder ein Gütterli?“ forschte Frau Seline verwundert.

„Nicht einen Nagel groß,“ bestätigte Peter im Tone der Enttäuschung.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Aus diesen Doktoren kann heutigen Tages kein Mensch mehr kommen.“

„Vielleicht meint er halt, es rentiere nicht mehr bei mir, es wäre schad um die Kosten,“ meinte Peter Wenk mit einem trockenen Lächeln. „Eineweg sagte er, ich solle essen und trinken, was mich freue. Das erlauben sie gewöhnlich erst, wenn's Matthäi am letzten ist.“

„Red nicht so,“ mahnte die Frau vorwurfsvoll. „Du könntest dich ja versündigen! Wenn einer noch so kerzengrade marschiert, wie du vorhin über den Hof dahergekommen bist, muß doch noch etwas an ihm sein.“

„Der Kasper ist unter der Haustüre gestanden,“ erklärte Peter Wenk mit etwas gedämpfter Stimme. „Meinst du, der soll mir etwas anmerken? — Ja, das hätt' ich jetzt fast vergessen: Der Doktor hat mich zuletzt noch gefragt, ob wir noch brav Speck in der Rauchkammer hätten. Das sei etwas für mich! Grad mit samt dem Ruß müßte ich ihn nehmen, so sei er am gesundesten.“

Frau Seline konnte ein selbstzufriedenes Lächeln nicht unterdrücken. „Ist's nicht, als ob ich das vorausgeahnt hätte? Es liegt allenfalls ein wahrhaftes Stück Durchzogenes in der Pfanne. Mit Süßerbisen, wie du es am liebsten magst. Wenn du dann nur brav zuhaust.“

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Ueberwinde.